

P. Maurus Carnot [Fortsetzung]

Autor(en): **Fry, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **23 (1937)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-530210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lieber Gott, mach doch, dass der Friedel morgen seine Aufgabe gemacht hat.

Lieber Gott, mach, dass dem Röbi seine Mutter bald wieder gesund wird.

Lieber Gott, mach, dass alle guten Menschen brav bleiben.

Lieber Gott, mach, dass die bösen Menschen wieder brav werden.

Lieber Gott, mach, dass die armen Menschen wieder etwas Geld bekommen.

Lieber Gott, mach, dass die armen Menschen nicht böse werden, weil sie arm sind.

Lieber Gott, mach, dass das Christkindlein morgen in alle braven Herzen kommt.

Lieber Gott, mach, dass alle Kindlein, die wo sterben, in den Himmel kommen.

Heiland, komm, wohne doch in meinem Herzen.

Heiland, nimm alle Sünden aus meinem Herzen heraus. Amen."

So bringen die Kleinen alles, was sie bewegt, vor den lieben Gott. Gewiss, wenn jemand im Dorfe ein besonderes Anliegen hat, Krankheit, Not oder auch eine besondere Freude, so weiss ich das aus dem Beten meiner Kinder. Und es ist ein kleiner Schritt von diesem fürbittenden Gebet zur gegenseitigen Liebe, zum Verstehen und zum Helfenwollen. Und ein kleiner Schritt nur, Kindlein mit gefalteten Händchen zum Tabernakel führen zu können!

Die dritte Art Gebet, die wir kennen und sehr gern üben, ist das religiöse Lied. Am Morgen erfreut es uns schon. Erst begrüsse ich die zappelige Schar: „So, Kinder, den packen wir wieder fest! Wollen sehen, was aus diesem schönen Tage wird bis zum

Abend, ja?“ Dann setze ich mich ans Harmonium: „Alles meinem Gott zu Ehren . . .“ Manchmal könnte man wohl von diesem Gesang auch sagen: „Das schmettert und das schallt . . .“ Sicher aber ist, dass die Freude durchklingt, und das ist immerhin etwas, nicht? Am Abend singen sie am liebsten: „Müde von des Tages Lasten . . .“, und unsere kleine Künstlerin Rosmarie begleitet mit der Blockflöte. —

Vielleicht möchte man mich nun „Betschwester“ schelten? Ich darf aber versichern, dass in unserer Schulstube auch der zweite Teil der Forderung Christi „bete und arbeite“ erfüllt wird. Zudem ist das, was ich ausgeführt habe, das Ziel. Wir lassen uns dazu zwei Jahre Zeit, so dass es keinem Tage ein Ueberdruß weckendes Zuviel trifft. Ueberdruß tötet die Freude, und mehr als auf irgend einem andern Gebiete sollen wir unsere Beziehungen zu Gott auf Freude stimmen, denn Freude ist alles!

Und ja, Betschwestern und Betbrüder, wollen wir haben, müssen wir wieder haben! Nicht jene mit dem heuchlerischen Anstrich, deren gefaltete Hände Engel und deren schwarze Gedanken und Worte Teufel sind. Betschwestern und Betbrüder, die durchs Gebet Schwestern und Brüder geworden sind, im Sinne Jesu, der gesagt: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe. Einer trage des andern Last . . . Nein, nicht siebenmal, sondern siebenzimal siebenmal . . .“

Oberwil (Aargau).

Emma Manz.

P. Maurus Carnot *

P. Maurus Carnot litt unsäglich unter den Schlägen des Weltkrieges und seiner Folgen. Prasselnd fielen seine „Hammerschläge“ auf die internationalen Drahtzieher der grossen Politik, wie auf die Bundesbehörden. In 7000 Exemplaren (Frauenland Nr. 6) wurde die

Broschüre „Grün im Tirol“ nach Oesterreich geworfen, um die Treue des Volkes für das Kaiserhaus wachzurufen. In Gesprächen mit seinen Freunden sprach Carnot wiederholt von seiner Hoffnung (!) auf einen Befreiungskrieg. Er konnte sich einfach nicht abfinden mit dem Gedanken, dass sich die Blätter der Weltgeschichte eben wenden können, dass

* Siehe Nr. 7.

Italien einmal im Tirol herrschen könnte, wie Oesterreich jahrhundertlang in Italien geherrscht hatte.

Es liegt auf der Hand, dass es für P. Maurus, bei seiner ganz gefühlsmässig eingestellten Politisierung, Enttäuschungen und Ueberaschungen geben musste. So mochte er schliesslich verblüfft vor der Tatsache stehen, dass der viel geschmähte Mussolini die Mission eines Garanten der österreichischen Selbständigkeit übernahm.

Dass er die lieben Tiroler, ohne die er zuletzt kaum mehr eine Kanzel besteigen konnte, menschlich doch vielleicht zu hoch eingeschätzt hatte, wie es sich nach seinem Tode zeigte, als gerade Tirol, samt seinem Freund, dem Reimmichl, vom heimgegangenen Schweizer Wohltäter am wenigsten Notiz nahm, diese schmerzliche Erfahrung blieb ihm erspart.

E i n e s dürfen wir nicht vergessen, wenn wir P. Maurus in dieser Zeit gerecht beurteilen wollen: was in seiner Seele kochte und seinen Blick trüben mochte, war die Empörung seiner Nathanaelsseele über den Treubruch Italiens, den Abfall der Tschechen und Kroaten. Die Treue brechen, das war in den Augen Carnots, des Romantikers, untilgbare Schmach; eine Sünde, für die es keine Vergebung gab. Wie hatte er im „Letzten Hohenstaufen“ den Abt von St. Gallen, Berthold von Falkenstein, Ludwig den Bayern für seinen Treubruch an Conradin verfluchen lassen:

O sucht die ganze Ewigkeit nach Gründen,
Um Euren Schritt mit Klugheit zuzudecken,
So wie ein Mörder deckt mit Sand die Blutspur —
Solange noch auf Erden weilt die Treue,
Solang der Himmel noch die Treue krönt:
Solang seid Ihr auf Erden und im Himmel
Verdammt, weil Ihr die Treue habt gebrochen.

(4. Akt, 4. Szene.)

Und schliesslich, auch König David hat neben seinen herrlichen Lob- und Bußpsalmen donnernde Fluchpsalmen gesungen. Auch in der Einstellung Carnots zum Weltkrieg finden wir den Grundzug seiner Seele:

das Mitleid des Gütigen mit dem Schwachen und Erliegenden. Er kämpfte um Recht und Gerechtigkeit, in „Grün im Tirol“, wie in den „Hammerschlägen“, wie in seiner letzten posthum erschienenen Schrift „Fritz Gerlich“. Nur nahm dieser Kampf, dem Gegenstand gemäss, Formen an, die oft alles Mass sprengten.

In den Jahren der Verelendung Oesterreichs, als das Volk hungerte und sein Kaiser wie ein Verworfener im Ausland lebte, da wurde der arme Benediktiner des armen Bergklosters vielen Hunderten und Tausenden von Tirolern und Oesterreichern ein Retter und Tröster in der Not. Im Schatten des Klosters fand die kaiserliche Familie ein paar stille Winter vor der grossen Schlusskatastrophe; in seiner Zelle konnte Kaiser Karl, vor Verrat und Spionage sicher, den Frieden, den ihm die Welt nicht gönnte, geniessen.

*

Das Kloster Disentis selber war damit über P. Maurus ins grosse Licht der Weltgeschichte gerückt. Vielleicht dürfen wir uns hier fragen: Warum und auf welchem Weg kam P. Maurus nach Disentis? Was bedeutete P. Maurus für das erste Heiligtum am Rhein?

IV.

Im Herbst 1885 meldete sich an der Klosterpforte in Disentis ein hochgewachsener, schmächtiger Bursche, den mächtigen Schädel mit krausen Blondlocken umrahmt, blaue Augen, ein sonniges Gesicht, eine wahre Johannesgestalt. Der junge Mann h i e s s auch Johannes — Johannes Carnot — der spätere P. Maurus. Der Prior, Benedikt Prevost, der wie Carnot von der Ostgrenze Graubündens kam, nahm ihn mit offenen Armen auf.

Der Eintritt Carnots bedeutete für ihn selber einen Sprung ins Ungewisse, für das Kloster das grosse Los.

Das Kloster Disentis stand hart am Abgrund. Beim Eintritt Carnots war die Fahrt in die Tiefe zum Stehen gekommen, aber es konnte von diesem Halt noch ebenso gut auf Grund gehen wie hinaus auf die hohe See.

Böse Tage waren über das alte Stift gekommen. Schon unter Abt Kolomban Sozzi, der sich besser auf Wissenschaft und Politik verstand, als auf eine gesunde Wirtschaft, war das Kloster dem finanziellen Ruin entgegengegangen. Der Verlust des Veltlins hatte es mit einem Schlag um ein Jahreseinkommen von 100,000 Gulden gebracht (Acta Cap. I 4). Im Franzosenkrieg lebten Freund und Feind auf Kosten des Stiftes. Einquartierungen österreichischer, französischer, russischer Truppen (Acta Cap. I 16) waren an der Tagesordnung und frassen preit e paglia, wie der Romane sagt. Am 6. Mai 1799 ging das Kloster mit seinen Kirchen und zehn Gebäulichkeiten (Acta Cap. I 13) in Flammen auf. Der Konvent zerstob nach allen Himmelsrichtungen und konnte sich auf Jahre hinaus nicht zusammenfinden. Die jungen Fratres wurden nach Fischingen und Ottobeuren geschickt. Das alles wirkte sich auf den Ordensgeist bedenklich aus. Eine überragende Führung in dieser schweren Zeit fehlte. Zum Wiederaufbau des Zerstörten wurde das Mögliche versucht. Aber auswärtige Sammlungen ergaben wenig. Es musste eine Liegenschaft nach der anderen veräussert werden — erzwungener Raubbau am Patrimonium Sigisberts. Kein halbes Jahrhundert später, 1846, und das in einer Zeit, in der auch blühende Klöster vom Hauch der Klosterstürme versengt wurden, fiel das kaum erstandene Kloster schon wieder dem Feuer zum Opfer. Alle Elemente schienen sich gegen das Stift verschworen zu haben. Das Verhängnis war gross und grösser noch das Elend im Konvent, lief doch die Kunde durchs ganze Land und bis zum Nunzius, ein Konventuale habe mit eigener Hand Feuer an sein Kloster gelegt.

Die Lage ist verzweifelt. Die schweizerische Benediktiner-Kongregation kann nicht helfen. Der Abt von Engelberg hält Disentis für unheilbar (1850, 14. Juni, Stiftsarchiv, NA f. 501 4/147). Die bischöfliche Kanzlei in Chur weiss kurz nach dem Brand zu berichten, zwei Patres, unter ihnen der beschuldigte Klosteran-

zänder, hätten den Gebrüdern Latour die Aufhebung ihres Klosters vorgeschlagen (Stiftsarchiv NA f. 525 4/190, f. 527 4/194). Eine unverhoffte Deckung für Alois Latour, der den Vorschlag entgegennimmt und weiterleitet (1855, 9. Juli, NA f. 535 4/206). Genau auf diesem Weg war kurz vorher Pfäfers zugrunde gegangen. In Truns geht der Klosterhof mit der prächtigen abgerundeten Quadra in Privathand über. In Disentis träumt Dr. A. Condrau, der dem Erwerber des Trunser Hofes beim Kauf behilflich ist (NA), mit Gesinnungsgenossen schon von einer Erbschaft auch der Disentiser Klostergüter im Schatten einer Narrenanstalt.

Zur förmlichen Aufhebung des Klosters, die in bedrohliche Nähe gerückt war, kam es nicht. Vielleicht fand man es gar nicht nötig; das Kloster schien ja eines natürlichen Todes zu sterben. 1860 lebten noch 9 Kapitulare. Selbst in Rom schien es nicht der Mühe wert, nach dem Tode des Abtes Anselm Quinter (1858) dem aussterbenden Stift einen Abt zu geben. 1861 erliess der Große Rat in der Frühjahrsitzung das berichtigte Gesetz über die Novizenaufnahme, das praktisch einem völligen Verbot und damit nach bewährten Mustern der Aufhebung des Klosters gleichkam. Dieser Keulenschlag wirkte. Der Bischof von Chur wurde mit der Visitation des Klosters betraut. Generalvikar Theodosius Florentini setzte den resignierten Abt von St. Bonifaz in München, Paulus Birker, in Disentis als Abt ein. Doch trotz bester Absichten des Visitators und des neuen Abtes kam die erwartete Wendung nicht. 1877 musste Abt Birker resignieren. Der Konvent zählte noch 6 Patres — eine Greisenakademie.

Das Kloster schien verloren. Glücklicherweise war die Zeit der Hochkonjunktur in der Kulturkämpferei vorüber. Und das Volk griff ein. Im Ring der Landsgemeinde rief der junge Kaspar Decurtins die Umens de cumin zur Rettung des Klosters auf. Sein Appell brachte ihm zu seiner Ueberraschung die

mistralia und sicherte der casa de sogn Placi die Zukunft. 1880 wurde das Novizengesetz vom Grossen Rat revidiert. Im gleichen Jahr sandte die Benediktiner Kongregation drei Patres nach Disentis. Decurtins in seinem Idealismus und mit seiner sprudelnden Beredsamkeit warb an den Benediktinergymnasien um den nötigen Nachwuchs. Die grösste Gefahr war für den Augenblick beschworen. Dass aber Benedikt Prevost der Restaurator des Stiftes werden würde, das hätte damals keiner voraus zu sagen gewagt. In Innsbruck wusste man um dieselbe Zeit, wie P. Maurus bezeugt (Frauenland 31. III. 1934), von Disentis nur, die alten Mauern stünden noch, sonst aber sei das Kloster aufgehoben, oder am Aussterben.

Die sechs Novizen, die der Decurtinische Ruf nach Disentis lockte (drei von ihnen sehen heute das damals Erlebte wie einen schweren und doch schönen Traum), die sechs Novizen erzählten später gern, wie bei Nacht der Mond durch das verlotterte Dach in ihre Zellen schien und der Schnee die Schlafenden mit einem feinen Schleier umwob. Die Wallfahrtskirche war am Zerfallen und musste, wie P. Maurus in seinen Lebenserinnerungen sich ausdrückte, „aus dem Bettelsack heraus gebaut“, die grosse Klosterkirche renoviert werden. „Es war schwer, arbeiten, betteln, sorgen bis neues Leben aus den Ruinen blühte.“ (P. M.)

So stand es um Disentis, als P. Maurus „an einem düsteren Novemberabend 1885 voll Heimweh in die Zelle des Priors trat“ und sich zur Familie meldete.

Warum ging er nach Disentis? Er hatte in Schwyz studiert, und Decurtins war nicht zu ihm gekommen. In seinen Lebenserinnerungen behauptet Carnot, er wisse eigentlich nicht, warum er nach Disentis gegangen sei. Diese Ansicht gibt einer psychologischen Deutung Raum, um so mehr, als P. Maurus andererseits sagt, es wäre ihm unmöglich gewesen, Jesuit zu werden. Jesuit besagt strengste Einordnung der vollen Persönlich-

keit in den Geist der Gesellschaft; Jesuit besagt absoluten Primat des Vernunftgemässen in Sein und Handeln. P. Maurus konnte kein Jesuit sein, das glauben wir ihm aufs Wort. Warum aber ging er nach Disentis?

In Schwyz hatte der junge Carnot den späteren Redaktor der „Gasetta Romontscha“, G. G. Condrau, zum Mitschüler. Selbstverständlich erzählte Condrau dem Freund von seiner Heimat am jungen Rhein, von der Casa de sogn Placi mit der grossen Vergangenheit, der trostlosen Gegenwart und aussichtslosen Zukunft. Bei einem Ferienbesuch bei Condrau in Disentis konnte er sich „im Lande der Rätoromanen“ persönlich umsehen. Da mussten die Würfel fallen. Da galt es, ein tausendjähriges Gotteshaus vor dem Zerfall zu schützen. Es galt, eine Grösse am Leben zu erhalten, die den Grauen Bund gegründet, den alten Glauben am Rhein erhalten, einer ganzen Landschaft den Namen gegeben hatte. Hier lebte ein Völklein, das älteste im lieben Vaterland, das eine eigene Sprache sprach. Und diese Sprache war selber vom Schicksal des Gotteshauses bedroht . . .

Der junge Carnot trug die Romantik zu tiefst in seiner Seele, die Romantik, die den vergrabenen Kulturschätzen des deutschen Mittelalters nachging, uraltes Brauchtum ans Licht zog und aus dem alten Gut neues Leben erstehen lassen wollte — musste Carnots Romantik ihn nicht unwiderstehlich nach Disentis führen? Er kam und seine Wahl war providenziell. Fünfzig Jahre später begleitete ihn ein Konvent zur Ruhe, wie ihn das Stift kaum je zahlreicher und zukunftsfreudiger gesehen. Die Renaissance des Klosters Disentis aber, die zwischen seinem Eintritt und seinem Tod liegt, ist ohne ihn undenkbar. Mit Abt Benedikt Prevost wurde er vor allen anderen zum Restaurator der Abtei. P. Maurus Carnot besass das unbegrenzte Vertrauen, war die rechte Hand des Abtes, der im Jahre der Primiz seines Lieblings zum Abt erwählt worden war (1888). Wie sehr P.

Maurus Abt Benedikt schätzte, verriet er in einem Brief aus dem Jahre 1926 (20. Juni): „Es ist freilich mein Herzenswunsch, dem Abt Benedetg im Ischi ein Biographie zu schreiben; er war mir durch ein Vierteljahrhundert so sehr ein Vater, dass ich, auch wenn Papst Pius der XI. Abt von Disentis würde, nicht mehr Dekan sein wollte; ich habe Abt Benedetg in den zehn verflossenen Jahren auch keinen einzigen Tag vergessen.“

Während Abt Benedikt die zerbröckelnden Mauern seiner Abtei aufrichtete, riss Carnot allseits die chinesischen Mauern nieder, die die Aufklärung um die Klöster überhaupt und um Disentis im besonderen gezogen hatte. P. Maurus setzte sich mit seinen grossen Schritten über alle Grenzpfähle hinweg. —

Fürs romanische Volk war er jahrzehntelang, und namentlich seit dem Tode des Abtes Benedikt, und nachdem sich sein Mitbruder P. Basilius Berther immer mehr in seiner Zelle verschanzte, der glückliche Repräsentant des Klosters. P. Maurus wurde etwas wie der Generaladjutant des heiligen Plazidus. Seine Liebe zum Kloster und die Liebe zum Volk lasen ihm die Leute, feinfühlig wie immer, aus den tiefen Blauaugen. In den 33 Jahren seines Dekanates schlug P. Maurus hundert Brücken zwischen seinem Kloster und dem Volk.

Auf seinen vielen, vielen Fahrten durch die ganze Schweiz und ins Ausland, die merkwürdigerweise umso häufiger und ausgedehnter wurden, je mehr seine Kräfte schwinden mussten, arbeitete er für sein Kloster in idealster Weise. Er verband das weltferne Disentis mit der grossen Welt. Sein Name lockte Studenten und Novizen von allen Gauen des Schweizerlandes und von der blauen Donau an den jungen Rhein. Und wo er in seinem Benediktinerhabit auftauchte, den er nie gegen ein konventionelles Kleid vertauschte, da zergingen vor seiner berückenden Menschlichkeit wie Märzenschnee an der Mittagsonne engstirnige Vorurteile und

schiefe Auffassungen über katholische Minderwertigkeit und klerikale Unduldsamkeit.

Mussolini liess zum Franziskus-Jubiläum im Angesicht der Laterankirche das berühmte Franziskus-Denkmal errichten: gross und schlank steht der Poverello gegen S. Giovanni gewendet und streckt beide Hände zum Himmel, als müsste er die stürzenden Grundmauern umfassen. Läge es in meiner Macht, ich würde im Garten der Lands-gemeinde unter dem Kloster Disentis Pater Maurus Carnot ein ähnliches Denkmal setzen.

V.

Maurus Carnot hatte aber nicht nur am Aufschwung des Klosters entscheidenden Anteil. Führer war er und Meister im Kampf für die Erhaltung der romanischen Sprache. Muoth und Camathias haben das Volk mit kraftvolleren Akzenten zur Besinnung gerufen. Sie und andere romanische Sänger liessen die Sprache in nie geahnten Weisen erklingen. Aber die besten Propheten sind im eigenen Land nicht immer willkommene Gäste, und ihre Beschwörungsformeln klangen mitunter hohl, wie im Preis gestiegene Modeartikel. Kaspar Decurtins fuhr wie ein rasender Roland hinter das Problem in seiner Gesamtheit. Aber der Historiker kann wohl toten Pergamenten die Zunge lösen, kalten Steinkolossen ihr Geheimnis entreissen. Die Seele eines Volkes für eine Sprachbewegung mitschwingen lassen, das kann er nicht. Eine Sprachbewegung, die breite Schichten erfassen soll, braucht, neben dem Gelehrten und vor dem Gelehrten, den Sänger, der vom Volke kommt und zum Volke geht. Diese Rolle übernahm P. Maurus Carnot. Als P. Maurus auf den romanischen Kanzeln erschien; als er im „Pelegrin“ das romanische Kulturgut zu heben begann, da ging eine Bewegung durchs romanische Land. Lag denn tatsächlich etwas an der romanischen Sprache, dass ein Fremder sich die Mühe nahm, in ihr zu schreiben und zu dichten? Dass ein Fremder sie so glühend verteidigen konnte? Hatte „quei

lungatg de pauc" noch die Kraft, Konvertiten an sich zu ziehen? Hatte sie denn doch eine Zukunft? P. Maurus kam dem Volk wie keiner seiner Schüler nahe. Nicht umsonst konnte er von sich bezeugen: „Ich weiss, dass ich dem Volke nur das gegeben habe, was es selbst mir viel reichlicher gegeben hat" (Brief, 30. Juli 1921). Seiner Dankbarkeit dem Volk gegenüber gab er einmal in breiter Öffentlichkeit symbolischen Ausdruck. Bei einem literarischen Abend in Zürich erhielt P. Maurus am Schluss seines Vortrages einen prächtigen Nelkenstrauss. Einer augenblicklichen Eingebung folgend, schritt der Dichter von der Bühne in den Zuhörerraum und überreichte den Strauss einer Engadinerin. Alle jubelten der sinnreichen Geste zu: Der Sänger gab der Heimat wieder, was er von ihr erhalten hatte.

Der Weg Carnots zum Romanischen ging nicht über die Grammatik und das Wörterbuch. Seine vielen Besuche bei Kranken und Freunden, bei den Pfarrherren und ihren Gläubigen, der gewaltige Beichtstuhl vor allem, lieferte ihm den Wortschatz aus bester Quelle.

In seinen Lebenserinnerungen („Frauenland") sagt er in einer Rückschau auf seinen romanischen Werdegang: „Meine Universität? Disentis! Meine Professoren? Alte Leute und Kinder!"

Im Bewusstsein, dass man eine Sprache nur sprechend lernt, wie keiner Skimeister wird auf Trockenskikursen, ging er zur romanischen Bevölkerung, da er romanisch noch kaum richtig buchstabieren konnte.

Abt Benedikt schickt den jungen Pater 14 Tage nach seiner Primiz (Mariä Geburt) kurzerhand zur Festpredigt in die Marienkirche. Er lernt sie auswendig, ohne sie allseits zu verstehen, besteigt die Kanzel, sagt seinen Spruch herunter — wie mag man sich denken. Die Zuhörer machen grosse Augen, aber ernste Gesichter. Nach der Predigt begegnet er einem alten Weiblein, das er in der Kirche gesehen hat. Habe ich viele Feh-

ler gemacht? fragt er schüchtern, halb aus Neugierde und halb aus Selbstgefühl über seine Leistung. „Gliez fa nuot; nus havein schon capiu" ist die vielsagende Antwort¹.

Einmal ist er bei einem Sterbenden. Kaum ist der Mann verschieden, will der Pater nach einigen Trostworten gehen. Die Leute bleiben knien, schauen unschlüssig rechts und links; der gute Pater merkt, dass etwas nicht stimmt, hört tuscheln: „Ils tschun pugns . . . , ils tschun pugns!" P. Maurus schaut auf seine beiden Fäuste „pugn" . . . die Faust . . . um Gottes willen, was wollen die mit ihren Fäusten? Endlich merkt er, dass die Leute auf ein Gebet warten. „O, sche mo entschavei²!" Wie könnte er künftig vergessen, dass „pugn" nicht nur Faust, sondern auch Punkt heisst und „ils tschun pugns" die fünf Tugendakte bedeuten, Glaube, Hoffnung, Liebe, Anbetung und Reue?

Ein andermal kommt er nach Caverdiras. Am Dorfeingang beim kleinen Backofen sitzt ein Grossmütterchen. „Serabetschan ei?" P. Maurus bekommt einen förmlichen Stoss. Was ist denn geschehen? Tönt das nicht wie ein Fluch, eine Zauberformel? Oder nein, „rabetscha, la rabetscha," das heisst doch Kartoffelstauden! Was will denn die mit ihren Kartoffelstauden? Wünscht sie ihn in einen Kartoffelacker? Er lächelt, überhört den sonderbaren Gruss und nickt „Buna sera!" Heimgekehrt, erfährt er, dass „serabitschar" ankommen bedeutet.

Natürlich blieb ein bei solchen Erlebnissen erworbener Wortschatz unverlierbar.

Einige Jahre später ist er von einem Kranz tüchtiger Schüler umringt, denen er seine flammende Liebe zur Muttersprache mitgeteilt, die er auf den Weg zum Pegasus gewiesen hat. Bevor er noch die Sprache beherrscht, wirft er den deutschen Eidgenossen seine Broschüre „Im Lande der Rätoromanen" auf den Tisch, die für die vierte

¹ Das verschlägt nichts, wir haben Sie schon verstanden.

² Fangt nur selber an.

Schweiz nicht viel weniger bedeutete, als die Decurtins'sche Chrestomatie, deren Visitenkarte sie war. Nach seinem eigenen Geständnis sollte die Broschüre nur ein Wechsel auf die Zukunft sein. Er dachte an ein Buch, das alles und alle behandeln sollte. Schon 1921 konnte er schreiben: „In drei Wochen hätte ich das Buch wohl fertig, da ich vom Engadin das Charakteristische bereits beisammen habe. Vielleicht in den Winternächten wird's fertig werden“ (Brief, 30. August 1921).

Aber erst knapp vor seinem Tod erscheint unter dem gleichen Titel eine Literaturgeschichte und Anthologie der Rätoromanen, die den einen grossen Mangel hat, dass darin der Verfasser nicht behandelt ist, wie einst sein vielbewunderter Eichendorff die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ schrieb, ohne sich selber erwähnen zu können.

Wir brachten an anderer Stelle (Jahrbuch 94) eine Konfrontation Decurtins — P. Maurus Carnot, der wir hier nichts beifügen möchten. Decurtins brach für die romanische Sprache eine Lanze bei den Bundesbehörden; er lieferte mit seinen Textpublikationen, vor allem mit seinem Lebenswerk der Chrestomatie, den Philologen die Unterlagen, um die Mär von der „sogenannten romanischen Sprache in Graubünden“, von der „unbekannten lateinischen Mundart“, vom „plattwälschen mit Allemanischem durchsetzten Jargon“ (Jahrbuch 93) aus dem Weg zu räumen. Die Schlacht gewonnen hatte Decurtins erst, als es ihm gelang, ein Genie wie Carnot für seine Ideen zu begeistern. Carnot wurde einer Schar von Gebildeten und Literaten im Lande Anreger und Mittelpunkt. Aber keiner rang für die Sprache mit der inneren Ergriffenheit wie er; keiner trug seine Seele wie er von Haus zu Haus. Er gab den Romanen wieder Vertrauen in ihre Zukunft, Selbstbewusstsein und Rückgrat. Er trug die Liebe zur romanischen Kultur und Sprache in un-

gezählten Vorträgen durchs ganze Schweizerland, wie auch seine deutsche Prosa die Gestalten der Bündner Geschichte aus der Vergangenheit zurückrief.

Bei seinem Kampf für die romanische Sprache wie bei der Restauration des Klosters Disentis war ihm ein voller Erfolg beschieden. Hier wie dort liegt seiner Arbeit die gleiche treibende Kraft zugrunde: Der Eifer des gütigen Menschen im Dienste des Schwachen und Bedrohten, die Liebe des Romantikers zum Volkhaften und Bodenständigen, zum grossen Kulturgut mit einem Wort.

Ich erteile das Schlusswort P. Maurus selber.

Ich fürchte nicht . . .

Ich fürchte nicht, wenn er auf Flammenspuren
Herniederreitet, der Zerstörer Sturm:

Ob er zerstampft des Brotes goldne Fluren,
Ob er zerreisst den Rebenkranz am Turm,
Ob er den Aprikosenast zerbricht:
Ich ernte nicht.

Ich fürchte nicht, dass mir die Blumen raube
Die kalte Herbstnacht, die das Feld zerpflückt:
Denn eine Hand, die in der stillen Laube
Den Tisch mit einem Strausse Astern schmückt,
Und eine Hand, die mir den Lorbeer bricht,
Verlang' ich nicht.

Ich fürchte nicht, dass ich vergessen werde;
Ich glaubte einst, es könnte nimmer sein —
Doch Scherbe bleibt das Herz, gebrannt aus Erde,
Und schloss es auch ein Meer von Liebe ein.
Ich zieh' ein treulos Herz nicht vor Gericht,
Ich klage nicht.

Ich fürchte nicht, ob auch die Fibern beben,
Den Schrecklichen, dem jedes Banner sinkt:
Er wird mit Knöchelhand den Kelch mir geben,
Aus dem die weisse Lippe Frieden trinkt.
Dann ist das stumme Leichenangesicht
Noch mein Gedicht. (Gedichte 155.)

So mag er vor uns stehen, P. Maurus Carnot, wie er von uns Abschied nimmt in der geschliffenen Form, in der Ausdruckskraft, in der Gedankentiefe seiner besten Tage, in der Selbstlosigkeit des nie rastenden Arbeiters, der sät ohne ernten zu wollen; in der Be-

scheidenheit des Gefeierten, dem der Lorbeer nichts Begehrenswertes ist; in der Güte und abgeklärten Ruhe des reifen Menschen, der dem Undankbaren und Treulosen

verzeiht — P. Maurus Carnots ganzes Leben war ein Gedicht; er bleibt uns Vorbild und Meister.

Truns.

Karl Fry.

Heraus aus dem Haus!

Heraus aus dem Haus,
ins Feld hinaus;
im leuchtenden Sonnenstrahl
wandre über Berg und Tal!

Ist das nicht ein Mahnruf an viele, sehr viele Lehrkräfte der verschiedenen Schulstufen? Wie manche Lehrkräfte geistlichen und weltlichen Standes reiben ihre Arbeitskraft allzu früh auf, indem sie glauben, keine Zeit zu haben für eine richtige Ausspannung und Erholung, die so oft vonnöten wäre.

„Ich habe keine Zeit dazu. Ich muss studieren, Schularbeiten vorbereiten, korrigieren, muss diese oder jene Vereinsarbeit besorgen, muss pädagogische und methodische Werke durcharbeiten.“ So und ähnlich lauten oft die Aeusserungen eifriger, taffreudiger Lehrkräfte. Ein gutes Zeichen für ernste und gewissenhafte, arbeitsfreudige Lehrpersonen. Und doch bedarf es gerade in solchen Fällen oft der Aufmunterung und Mahnung zur Ausspannung und Erholung. Wie oft wird die menschliche Arbeitskraft überschätzt und auch überfordert!

Das fast tägliche Verweilen im Schulzimmer und das angestrengte Arbeiten in oft überfüllten Schulräumen — die hie und da nicht einmal richtig durchlüftet sind — und die gespannte geistige Anstrengung beim Unterrichten stellen grosse Anforderungen an die Lehrkraft, besonders dann, wenn die Schülerzahl zu gross ist.

Wem sind nicht junge, arbeitsfreudige Lehrpersonen bekannt, die schon nach wenigen überlasteten Lehrjahren den Schuldienst gesundheitshalber aufgeben mussten? Lässt sich der Satz, der in einem Nachrufe zu lesen war, nicht auf gar manche Lehrkraft anwenden? Er lautet: „Im Eifer seiner Lehrtätigkeit rieb er aber seine Kräfte zu früh auf und sah sich veranlasst, dem Lehramt zu entsagen.“ —

Darum, heraus aus dem Haus, wenn sich Gelegenheit bietet. Das Wort: „Neben die Pflicht der Arbeit tritt die Pflicht der Erholung“

(Dr. Franz Walter) gilt auch für den Lehrer, auch für den jungen Lehrer.

Der hl. Franz v. Sales mahnt: „Wir müssen unserem Geiste wie unserem Körper bisweilen Erholung gönnen.“ — „Die Schule verlangt den ganzen Mann und seine ganze Aufmerksamkeit. Er hat oft Erholung und körperliche Bewegung nötig.“ So lautete eine Aeusserung Overbergs.

Heraus aus dem Haus,
ins Feld hinaus!

Das stärkt unsere Nerven. Wieviel Aerger, wieviel Verdruss, wieviel Kummer und Sorge schwinden bei einer Wanderung in Gottes schöner Natur! Sorgen wir selbst dafür, soweit es in unserer Macht liegt, dass unsere Nerven widerstandsfähig bleiben. Denn Hindernisse, Schwierigkeiten werden uns in unserer Arbeit nicht erspart. Zudem ist ja unsere Arbeit eine Kleinarbeit, die gewöhnlich kein besonderes Aufsehen erregt. Arbeit in der Stille, die ganz bedeutende Anforderungen an die Nerven stellt. Darum, Sorge für deine Nerven! Sorge für die nötige Erholung und Stärkung!

Da höre ich einen Einwand: Ach, diese jungen Schulmeister, sie wollen ausserhalb der Schule nichts mehr tun (gemeint sind Vereinsarbeiten) — nur noch Sport treiben!

Nun dürfen wir wohl auch fragen: Ist es nicht begrüssenswert, wenn auch Schulmeister etwas Sport treiben, sich in frischer Luft Bewegung verschaffen, um sich für die Berufsarbeit, die ja den Lehrer so oft ans Zimmer fesselt, zu stärken und zu kräftigen? Freilich möchten auch wir warnen vor jeder Uebersportung; denn eine solche gibt es.

Aber auch der junge Lehrer hat für seine Gesundheit zu sorgen, und deshalb ist ihm körperliche Betätigung anzuraten, sei es Gartenarbeit oder mässige sportliche Betätigung. Wir denken z. B. an das Wandern, das Bergsteigen, das Schwimmen, das Turnen, das Radfahren und im